

Andreas Dietsch : Bürstenbinder, Dichter, Schriftsteller, Sozialpolitiker, Utopist und Pionier : sein Leben in Aarau und sein tragisches Ende in Neu-Helvetia (Missouri)

Autor(en): **Halder, Nold**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **34 (1960)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-558962>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ANDREAS DIETSCH

*Bürstenbinder, Dichter, Schriftsteller, Sozialpolitiker, Utopist und Pionier.
Sein Leben in Aarau und sein tragisches Ende in Neu-Helvetia (Missouri)*

I

Das Aargauische Biographische Lexikon enthält eine Reihe biographischer Skizzen von Persönlichkeiten, die den engen Kreis der aargauischen Gegebenheiten sprengten, trotzdem weder Herkunft noch Bildung ein Weiterstecken des räumlichen oder geistigen Horizontes vermuten ließen. Namen ohne Klang und Bedeutung bekamen für jene Mitarbeiter des Lexikons, die sich auf das Abenteuer des Aufspürens verborgenster Lebenslinien einließen, auf einmal ein Gesicht und ein Schicksal vor einem ungemein farbigen Hintergrund. Bilder ohne Bezüglichkeiten, von der Wand genommen und umgedreht, enthüllten der forschenden Neugier geheimnisvolle Triebfedern persönlichen Tugendchums und wurden zu beziehungsreichen Beispielen von Tatkraft, Zielstrebigkeit, Fortschrittsgläubigkeit und schicksalhafter Auf- und Niedergang einzelner aus der breiten und anonymen Schicht der menschlichen Gesellschaft.

Unter diesem Blickwinkel scheint das Leben des Andreas Dietsch aus Aarau irgendwie bedeutsam. Gewiß, er war kein geistig hervorragender Mann, aber ein Mensch mit einem großen Herzen und einem leidenschaftlichen Gefühl für die Nöte der Mitmenschen – selber das Leid eines Erniedrigten und Beleidigten kostend –, ein Mann der Aufopferung für eine Idee, die im ganzen nicht die seine, im einzelnen doch die seine bis in die letzte Phase seiner tragischen Existenz war. Die Lebenslinie dieses Mannes hat keine Schärfe, seine sprudelnde Mitteilbarkeit blieb ungeformt und sein fanatischer Selbstverwirklichungsdrang endete schließlich als Absturz in das Schweigen eines ganzen

Jahrhunderts – Voraussetzungen, die es dem Biographen nicht leicht machen, das Bild des Andreas Dietsch in die Erinnerung zurückzurufen und im Umriß nachzuzeichnen.

Am Anfang des aargauischen Quellenmaterials steht, soweit es publiziert ist, ein Hinweis von Franz Xaver Bronner in seinem Gemälde des Aargaus, 1844. Im Abschnitt über die aargauischen Mundarten zitiert er als Beispiel für «Aarauerdeutsch» Anfang und Schluß einer «Dichtung», betitelt: Der Aarauer Bachfischet, humoristisch dargestellt, 1841 (ohne Nennung des Verfassers, dessen Namen Bronner noch nicht kennt oder verschweigt). Sozusagen am andern Ende macht erstmals der amerikanische Kolonialforscher Albert B. Faust, in seinem 1906 in Washington erschienenen «Führer durch das Material für amerikanische Geschichte», auf das Vorhandensein von Quellen über Dietsch im aargauischen Staatsarchiv aufmerksam. Dieses Wenige, ergänzt durch einige Akten des Stadtarchivs Aarau, wurde im Januar 1947 in Abschriften und Photokopien dem Historiker der Schweizerpioniere in den USA, Professor George Schulz-Behrend in Austin (Texas), zur Verfügung gestellt, der es in seinem Aufsatz über «Andreas Dietsch and Helvetia, Missouri» verwertet hat; dieser Aufsatz erschien im März 1950 in Madison (Wisconsin) in den Schweizer Nachrichten, 2. Bd. des Jahrbuchs der Swiss-American Historical Society. Inzwischen konnte der Verfasser neues Material aus den Jahrgängen 1840–44 verschiedener aargauischer Zeitungen sowie aus dem Stadtarchiv Zofingen und den Weitling-Akten des Zürcher Staatsarchivs gewinnen. Die von Dietsch veröffentlichten Schriften befinden sich sämtliche in der Aargauischen Kantonsbibliothek. Sie enthalten nur wenige Angaben über seine Herkunft, Jugend und Entwicklung, doch läßt sich manches zwischen den Zeilen lesen und aus den fragmentarischen Überlieferungen zusammenreimen.

*

Anton Andreas Dietsch, oder, wie er sich selber nannte: Andres Dietsch, wurde am 13. Oktober 1807 in Mülhausen als Sohn des

Rechtsagenten André Dietsch und seiner Frau, Marie Caroline, geborene Nerbel, geboren. Er besuchte, nach seinem eigenen Zeugnis, die beiden «geringsten Schulen» seiner Vaterstadt, die angeblich von zwei Schermausern, Müller und Petri, geleitet wurden. (Der amerikanische Biograph macht aus dem Haupt- oder Nebenberuf dieser beiden Lehrer einen dritten Lehrer namens Scheermäuser!) Jedenfalls herrschte Armut im Elternhause Dietschs, so daß an seine jugendliche Bildung nichts verwendet werden konnte: er habe kaum zur Not lesen und schreiben gelernt; von Rechnen, Geographie und dergleichen sei gar keine Rede gewesen. So habe er denn auch das mindere Handwerk eines Bürstenbinders erlernen müssen, das ungefähr auf der gleichen Stufe stehe wie das Schuhmacherhandwerk. Was wunders also, wenn er sich – in seinen Schriften – nicht wie ein «nur etwas geschulter, noch weniger wie ein gelehrter Mann» ausdrücken könne. Nicht böser Wille, sondern Mangel an nötigen Kenntnissen trüge die Schuld, daß er seine Gedanken nicht in «passendere Worte» zu kleiden vermöge, sondern sich eines «ungeregelten und ungeschliffenen» und daher vielleicht auch, ohne jede Absicht, «kränkenden und beleidigenden» Stils bediene – der geneigte Leser möge entschuldigen. Wenn diese Selbsterkenntnis für die sozialpolitischen Pamphlete stimmen mag, so werden wir doch bald darauf hinweisen müssen, daß andere schriftliche Erzeugnisse des «einfältigen Bürstenbinders», wie er sich mit Vorliebe nennt, vorliegen, die beweisen, daß er seine Zeit, über die wir nichts wissen, genutzt hat, um sich einen gewissen Bildungsgrad und eine erstaunlich ausdrucksfähige Prosa anzueignen.

Wo sich Dietsch bis zum 24. Altersjahr aufhielt, ist nicht bekannt – eine Spur weist gelegentlich auf Basel, in das großväterliche Haus (falls es sich nicht um eine dichterische Fiktion handelt). Am 4. Juni 1831 ließ er sich in Mülhausen ein Wanderbuch ausstellen. Er zog als Handwerksbursche in die Welt, die sich leider geographisch nicht ausmessen läßt, da sich dies Wanderbuch nicht erhalten hat. Wir wissen auch nicht, ob sein Ziel



Bureau
de
l'Etat Civil

Mulhausen.

L'Officier de l'Etat Civil de Mulhausen
certifie avoir publié les Dimanches vingt quatre Avril
et premier Mai mil huit cent trente six, devant la
principale porte de l'hôtel de ville le projet de mariage
Entre Andre' Antoine Dietsch, brossier à
Mulhausen, fils majeur de feu Andre' Dietsch, homme
de loi, domicilié à Mulhausen, et de Marie Caroline
Verbel, dont l'absence est constatée. Et Susanne
Madeleine Hagnauer, sans Etat à Aarau Suisse
fille majeure de Gabriel Hagnauer, brossier, et de Marie
Madeleine Praenicher, conjoints demeurant à Aarau.
L'extraict de la présente publication est resté affiché
à la dite porte pendant les jours prescrits par la loi et
qu'il n'y a point eu d'opposition au présent Mariage.

Mulhausen le 3 Mai 1836

L'Officier de l'Etat Civil.
Andre' Kocher



10.1.
 Le Maire de Mulhausen
 M. Kocher
 a été chargé de la publication de ce
 projet de mariage.

schon damals kein geographisches war, sondern ein Ort humanitärer Werte, dem er später auf seinem Denkwege zustreben wird. Vorerst bildete Aarau eine vorläufige Endstation, gleichsam als Einlauf in den Hafen einer sichern bürgerlichen Existenz. Der Stadtrat erteilte ihm am 16. April 1835 die Niederlassungsbewilligung als Geselle des Bürstenmachers Gabriel Hagnauer in der Pelzgasse, und schon am 13. Mai 1836 erhielt er vom aargauischen Regierungsrat die Bewilligung, sich mit der Tochter seines Meisters, Susanna Magdalena (geboren 8. März 1807), zu verheiraten. Die Trauung fand am 31. Mai in der Stadtkirche statt, und am 29. August hatte er gemäß der damaligen Handwerkerordnung die regierungsrätliche Erlaubnis in der Tasche, sich als selbständiger Bürstenmacher in Zofingen niederzulassen.

Der Aufenthalt in Zofingen dauerte bis zum Mai 1838, das er aus unbekanntem Gründen verließ, um in der Metzgergasse zu Aarau ein eigenes Bürstenwarengeschäft zu führen. Die frühere Vermutung, Dietsch sei nach dem Tode seiner Frau nach Aarau zurückgekehrt, bestätigt sich nicht: Sie starb in Aarau am 21. Februar 1843 kurz nach der Geburt eines Knaben (geboren am 11. Februar und ungetauft gestorben am 18. Februar), nachdem sie in Aarau am 28. Juni 1839 und am 24. April 1841 zwei Mädchen, Maria Magdalena und Rosina, das Leben geschenkt hatte. Dietsch blieb nun 6 Jahre in Aarau, eine hinlängliche Zeit, um sich als Bürger seiner Wahlheimat zu fühlen, an den Geschicken der Stadt und am politischen Geschehen im Kanton und im «lieben schweizerischen Vaterlande» teilzunehmen, allerdings ohne sich je um den Bürgerbrief zu bemühen, da ihm gestempeltes Papier unwichtiger war als die geheimnisvolle Urkunde des Herzens: das Gefühl, hier eine Heimat zu wissen.

Der Fremdling aus dem Elsaß ging in den Verhältnissen von Aarau in kürzester Frist so vollständig auf, daß er die einheimische Sprache sprach wie nur je ein Einheimischer und daß er sie sogar zu schreiben verstand, wie manche heutige Aarauer, trotz der Vorbilder uns näher stehender aargauischer Mundartdichter, hiezu nicht imstande sind. Man wird sich dieser Tatsache

Der
Aarauer Bachfischet,
humoristisch dargestellt

von

A. Dietsch.

Dritte Auflage,

vor seiner Abreise nach Amerika neu revidirt.

1844.

Wird gewöhnlich am letzten Montag Augusts gehalten.

mit Erstaunen bewußt, wenn man die älteste, selbständig publizierte Schrift von Andreas Dietsch über den Aarauer Bachfischet zur Hand nimmt. Aus Inseraten in den Aarauer Zeitungen ist ersichtlich, daß Dietsch seine Dichtung über den alten Aarauer Brauch des «Bachabschlags» Ende August 1841 veröffentlicht hat. Die Broschüre erlebte noch im gleichen Jahr eine zweite Auflage. Eine dritte Auflage, 1844, kurz vor der Abreise des Verfassers nach Amerika revidiert, erschien erst nach seinem Tode 1846. Aus gewissen und genauen Einzelheiten läßt sich erkennen, daß Andreas Dietsch nicht nur beobachtender Zuschauer, sondern aktiver Teilnehmer am «Bachfischet» war, einem wirklichen «Fischet» damals, an welchem die ganze Einwohnerschaft von Aarau das Recht hatte, bis zum sogenannten Mühlenkett in Suhr teilzunehmen, während der Bach und seine Zuflüsse auf Suhrer und Gränicher Boden nur von den dortigen Bewohnern «ausgefischt» werden durfte.

Wenn hier die Darstellung des Bachfischets eine Dichtung genannt wird, so verbindet sich damit kein Werturteil. Das 16seitige Schriftchen enthält in seinem Kern ein Gedicht von 30 gereimten, 6- bis 10zeiligen, hochdeutsch geschriebenen Strophen. Sie schildern zunächst den Ablauf des eigentlichen Bachfischets vom Moment des Wasserabschlags in der kühlen Morgenfrische bis zum Mittag, sodann das anschließende Volksfest in Suhr und Gränichen mit Fischessen, Umtrunk und Tanz, die nachmittägliche Fortsetzung in den Aarauer Wirtshäusern für die späten Heimkehrer und schließlich – nach einer Woche der Bachreinigung – das Abholen des Wassers durch die Schuljugend in der Abenddämmerung nach althergebrachter Weise. Wir verdanken dem Ausländer Dietsch nicht nur die älteste Überlieferung dieses Brauches, wenn wir von der kurzen Erwähnung der Bachvisitaz in der Chronik des Ratsherrn Oelhafen aus dem Jahre 1840 absehen, sondern auch den ersten Hinweis auf den alten Kinderreim, der den Aarauern heute noch vertraut ist:

De Bach chunnt, de Bach chunnt,
Sind mini Buebe-n alli gsund?
Jo, jo, jo!
De Bach isch cho, de Bach isch cho,
Sind mini Buebe-n alli do?
Jo, jo, jo!

Fürio, de Bach brönt,
D'Suhrer händ ne azündt,
D'Aarauer händ ne glösche,
D'Chüttiger ryten uf Frösche!

Dietsch hat leider herzlich recht, wenn er seine Reimerei selber als «schlehti Värsl» bezeichnet. Sie sind stellenweise so holperig und banal, daß wir – um des lieben Dichters willen – den Mantel des Schweigens darüber breiten wollen. Was den Reiz dieser «Dichtung» ausmacht, sind nicht die Strophen, sondern die Abschnittchen in mundartlicher Prosa, die zwischen die einzelnen Strophen eingeschoben sind. Diese Prosastellen heften sich sozusagen den Versen an die Fersen und rücken ihren dürftigen Inhalt und ihre noch dürftigere Poesie mit einem kräftigen Spruch, einem witzigen Dialog, einer fröhlichen Anekdote ins Anschauliche und Bildhafte. Es sind gleichsam farbige Holzschnitte zu blassen Texten.

Zwei Beispiele:

(S. 5) Und hin und her die Leute gehn
Dem Bach entlang weit von der Stadt,
Um, was dort vorgeht, auch zu sehn,
Weil man daran Vergnügen hat.
Denn draußen wird ganz ungeniert
So manches Späßchen ausgeführt:
Manch Mädchen wird gejagt, gespritzt,
Manch Mäulchen ihnen zugespitzt.

Uih, uih, herrje, fürio, helfet, helfet mer!
He, was isch, Jumpfere, was het's g'geh?
Helfet, im Näcke, es Tier im Näcke! Ziehnd mir's au use,
geschwind, um Gottes wille!
So wartet, händ still, 's mueß fürezue g'schnoogget sy, i cha's
nit finde, händ ech nume still, i mueß besser vorne gryfe.
Nei, nei, höret au, im Näcke, im Näcke!
O herrje, isch es si au derwert, e so grüseli z'jommere und
z'schreie wägeme halbe Finger lange Chrebsli? Wenn ihr jo scho
en Schueh lange drinn g'ha hättet, Ihr hättet nit ärger chönne tue.
Bin i doch au erschrocke, es zitteret alls a mer! Wo isch de tusig
donners Halungg, daß i ihm cha d'Auge zum Chopf us chräble.
Nei, Jumpfere, lueget, es glustet mi nit. Wenns aber Euch
glustet, so chömet zu mir is Wasser, do wämmer's probiere.

(S. 3) Schon mancher klappert mit den Zähnen
Vor Frost und hat doch nichts erwischt.
In seinen Augen stehn fast Tränen,
Wie halt der Neid und Ärger ist,
Denn Andre sind damit schon reich begabt,
Er hat vergebens Müh' gehabt.

Gang du hei, Buebli, go's Gaffe trinke, du verfrüerst jo fast, bist
vor Chälti und Nässi so blau wien es Mäusi; du chönntist der

Huesten übercho oder sust chrank werde; wäge de Fische bruchst di nid länger z'sume, es sind do son es paar Fischotter, wo si scho wüssen uf d'Syte z'rume.

Säget, sind au so guet und fünd mir es Gröppli i das Taßli für das Chind do. – So, so, i danken ech z'tusig mole; Schanettli, säg au dada, lueg, jetz hesch au es Fischli.

Die Mundart von Dietsch zieht ihre Kraft direkt aus dem Volksmund, dem sie im Wortschatz und in Figuration und Grammatik hellhörig abgelauscht ist. Er kennt Ausdrücke wie: Läckersbueb, Ryswällebuure, tuusigs Chrottebueb, Grotze, Gäggsnase, Reigel, Tribel, Lalli, donners Blitzg; de chätzers Bach, es verfluererets Gschlüech, abranze, wölfler (für wohlfeil), spottwolfel, Warlef; Säuchäs, Hamme, Grick. Träfe Sprachbilder wie: Äugli mache, wienes funkelnagelneus Chnopfloch; gschläk- ket wine polierte Ellstücke; wie früsch dur de Scheregriff zoge; pützlet wine brünstige Pfau; do isch alleh der Schinder drin. Oder Wendungen wie: e rächte Pfifferlig übercho; nid guet im Luun sy; de schönst Fisch chogen under de Händ ewägg neh; nonemol so tür as sust ame; eh bhüetis nei aber au; nid fertig wärde mit Tampe.

Wenn nun auch diese Bachfischet-Dichtung inhaltlich und sprachlich von rein lokaler Bedeutung ist, so finden wir doch darin einige Marksteine am Wege zur späteren Schriftstellerei des sozialpolitischen Pamphletisten. An den Szenen des Aarauer Brauchs reiht er seine Gedanken über allgemeine soziale Mißstände und Zeitunsitten auf, jedoch nie polemisch-gehässig, sondern in ironischer Umkehrung der Tatsachen. Es geht den Handwerkern gut, den Metzgern, Hafnern, Zinngießern, Beckern und Müllern – aber nur soweit sie sich aufs «Vörtele und Bschyße» verstehen; den ehrlichen geht es schlecht, zum Beispiel den Bürstenbindern, die «s'äiget Hoor nid chöne für Söuburst ver- chaufe». Am liebsten würde Dietsch «es Fabrikli an Stadtbach anestelle, de Herr spile, ander Lüt schaffe loh und der Hand- werksma über d'Achslen aaluege»; ihm fehlen nur die 50 000

Franken: «I bi eigetli so dumm nid, wini schyne – aber mis Gschäftli isch mer verleidet, d'Materialie und d'Läbesmittel wärden alliwil türer, und d'Arbet sött me vo Johr zu Johr wölfler geh. Chunnt eim öbber chogen es Stückli abchaufe, so möchte si eim shalbe abranze, und do drin sind di Vornähme no am ärgste – aber was isch: Lüt, dene alles zum Tagloch yflügt, händ halt e kei Begriff, wie suur euserem sis Stückli Brod chunnt, drum chöne si au, ohne si z'schäme, eim no das Schöppli vergönne, wo me zur notwändige Erholig näben ine trinke mueß. Mira, ämel mir wott's Fabrziere nid usem Chopf.»

Daß auch dieses Stücklein Selbstbiographie ironisch gemeint ist, folgert aus dem Nachsatz, in welchem Dietsch auf die Schattenseiten der Industrialisierung hinweist: «D'Maschine, die hasplet d'Arbet und schrubet der Lohn so verfluecht abe, daß den Arbeitere der Otem fast usgoht; jo wenn das nit wär, die Herre würde bald ufhöre, Gutsche fahre, Rößli ryten und Bedienti halte.» Das aber war nicht das Ziel unseres Bürstenbinders: er wollte im Gegenteil dem Handwerkerstand aufhelfen, dessen Lage in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts – auch im Aargau – katastrophal war, wie aus den Materialien des Staatsarchivs und den Einsendungen in den aargauischen Zeitungen deutlich hervorgeht.

Aber wir wollen uns nicht länger mit der Bachfischet-Dichtung aufhalten, doch sei noch auf einige soziale Probleme hingewiesen, denen Dietsch seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat:

Die Putzsucht der Jugend: «Dert gönd es paar Töchtere mit Sunneschirmlene und sydige Hüete, und händ deheim kes ganzes Bett und kes ganzes Hemmli, und die Schnufer, wo si am Arm füere, sind gwüß au no iri fyntüechige Chleider schuldig.»

Die Schnapsgefahr in den Dörfern (warum zum Beispiel in Gränichen die jungen Leute so klein sind und so übel aussehen): «Si händ do gar vil Chriesibäum, und je größer und älter die wärde, um so chlyner und miserabliker blybe d'Lüt . . . wenn y nid au dann und wann gärn es Schlückli nähm, so möcht i säge, me

sött d'Chriesibäum all usrotte, denn s'Chriesiwasser het scho mänge liederliche Gsell gmacht und en us der Wält gschaft.»

Die schlechte Erziehung der Jugend: Die jungen Herren sind nicht mehr gewohnt, «s'Chäppli z'lüpfe und eim z'danke, weme si grüebt», und die Kantonsschüler «fagiere umenand statt z'lehre, verschnäfle mit irne Fäderemässer de Chostgäbere d'Tisch und d'Fänsterrahme und jagen en andere mit de chotige Schuene und Stifle uf de Betteren ume – und säit men öppis, so bruche si no s'uerschandt Mul. Das chunt vo de Patronetäsche-Pintlene här, wo me si hinden inc und i di obere Stube loht, wo si fürs guete Gält vo irne Eltere schlächti Sitte chöne chaufe» – wohl «vo de Hornußi us der Halde, wo underliecht umesure und für ires Handwärch käis Lehr- und Mäistergäld zahle».

Der Elsässer Dietsch sorgt sich überhaupt rührend um die Aarauer Schulen, an denen kein Nationalgeist mehr herrsche, wo unter den Lehrern «die ärgste Freiheitsschreier und Nationalbrüeler Gott i der Natur bi de schöne Meitlene im Wald studiere und als reformierti Geistlichi zu de Chorhere vo Schönewirt spaziere go bychte», oder wo «dütschi Here Profässere euse zuekünftige gebildete Stand vo geistliche Here, Volksrepräsentante und Beamtete usbilde tüend». «Guet Nacht Schwyz», ruft Dietsch seinen Aarauer Mitbürgern zu, «wenn das Ding nid anderst agfange wird und men nid e schwyzerische Moralitätsprofässer zuchetuet, so werdes z'letscht us euse Volksverträttere luter Volksvertramper».

Man weiß, auf welche Persönlichkeiten diese Anspielungen gemünzt sind: Rudolf Rauchenstein, Abraham Emanuel Fröhlich, Professor Karl Mager und Ludwig Rochholz, und merkt, in welchem politischen Lager Andreas Dietsch steht: Er ist ein überzeugter Anhänger des Liberalismus und ein eifriger Partiegänger der radikalen Observanz. So ist es nicht verwunderlich, ihn als Mitarbeiter an der radikalen Zeitung «Das Posthörnchen» anzutreffen, das seit 1838 von *Samuel Landolt* in Aarau herausgegeben wurde.

*

No. 41.



DAS POSTHÖRNCHEN

12. Okt. 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonniert werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Bagen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Es paßt ganz in die kritische Geisteshaltung Dietschs, dem Mitarbeiterstab einer politischen Zeitung anzugehören, die den Anwurf eines «wenig gelesenen Sudelblattes und communen Wisches» als Ehrentitel auffaßte und die es sich zur Aufgabe machte, «Finsterlinge, Vorrechtler, Unrepublikaner, Unchristen und die Alleinfreiheit der Herren und Pfaffen» zu bekämpfen. Besonders in den Jahren des Klostersturms und der Freischarenzüge war das «Posthörnchen» wegen seines Freimuts und seiner ungeschminkten und scharfen Sprache ein vielbeachtetes und einflußreiches Blatt, nicht nur in Aarau und Umgebung, sondern auch im weitem Kanton und im anstoßenden Luzernerbiet, ein Verdienst, das weniger den Korrespondenten von Art und Schlag des Andreas Dietsch als dem an Heinrich Zschokkes Journalismus geschulten Samuel Landolt zuzuschreiben ist, der sein eigener Herausgeber, Redaktor, Leitartikler, Poet, Setzer und Drucker war. Glaubte man bisher, daß sich die Mitarbeit Dietschs nur auf die Veröffentlichung seiner Vision vom «tausendjährigen Reich» in acht Fortsetzungen im Jahrgang 1842 beschränkte, so ergab die genaue Durchsicht der Jahrgänge, daß er vom 12. Februar 1841 bis zum 18. November 1842 über 50 gezeichnete Beiträge geliefert hat, und wahrscheinlich noch über ein Dutzend, die ihm nicht durch seine Initialen oder seinen

Namen, wohl aber nach Form und Inhalt zugewiesen werden können. Über 40 Beiträge sind *Gedichte*, deren Reihe mit einer *Erzählung* in vier Fortsetzungen abschließt. Diese Erzählung, «Die Zähne», ist eine makabre Humoreske, ein groteskes Beispiel aus dem Moralkodex des Verfassers, daß sich nämlich das Glück mit Geld nicht erkaufen läßt, selbst nicht um das Opfer eines gesunden Zahns, das Fäulnis und Tod über den Helden bringt, da er wider die Natur und das Gewissen gehandelt hat.

Einer seiner letzten Beiträge im «Posthörnchen» des Jahrgangs 1843 ist ein «Gespräch zwischen der Gisula-Fluh und dem Hungerberg über das Schicksal der Handwerker-Petition an die aargauische Regierung, an deren Zustandekommen Dietsch als Sekretär der Aarauer Handels- und Gewerbeleute mitgewirkt hatte (Aufruf im «Posthörnchen», Nr. 103, vom 27. Dezember 1842 für eine Versammlung der Professionisten und Handelsleute am 2. Januar 1843). Neckischerweise ist der Berg der heiligen Gysula der hochdeutschredende Fürsprecher für die Reichen, die für die Zollfreiheit eintreten, den «Beleibhafteten» das Stimmrecht vorenthalten und den Handwerkern Eigensinn, Faulheit, Nachlässigkeit, schlechte Bedienung und Höchstpreise vorwerfen, worin das Herumstehen in den Gassen und das Herumsitzen in den Wirtshäusern mitingerechnet sei. Der Hungerberg aber wehrt sich – in urchigem Aargauerdeutsch – für den Handwerkerstand, der allein «am Churzfuetterbahre blybe und am Eselschare zieh söll, will jede Frömde ohni Zoll alle Güsel cha in euses Land bringe und cus Schwyzer-Chüe dermit aschmiere. Und d’Herre märten cim s’Bluet under de Negel füre, und uf d’Zahlig chame warte wine Hund uf es Söischwänzli. Mer wäiß jo, wo d’Chatz im Heu lyt, und was das Umestoh uf de Gasse und s’Wirtshushocke atrifft, so ist dr gmäin Ma au ke Hund, wo nume fürs Radtrampe und am Hungertuech z’gnage do ist! Weme d’Here ghört rede, sött me mäine, si wäre eläi flyßig, gschickt und gschyd, und doch gits under ine au gnue dere, wo sälber drüber lache müend, wenn si i Spiegel luege. – De Staatsschutz, jo fryli, aber am rächten Ort, persch, am rächten Ort!»

Har Chueli, ho Lobe,
Tief unde, hoch obe;
Es isch uf der Ärde ke mächtige Ma,
Wo nid au uf d'Nase falle cha!

So handhabte der Elsässer Andreas Dietsch unsere Sprache, die zugleich auch dem radikalen Ton und Geschmetter des «Posthörnchens» entsprach.

*

Wir dürfen die Gedichte nicht übergehen. Aber wenn sie auch um vieles besser sind als die Strophen im «Bachfischet», sind sie doch nicht mehr als Gedankenreimereien eines sozial-politischen Verseschmieds und Gefühlsduseleien eines unmusischen Romantikers. Es hat deshalb keinen Sinn, sie nach formalästhetischen oder lyrischen Maßstäben zu werten. Man muß sie jedoch als Lebensäußerungen des Verfassers und als Zeiterscheinung gelten lassen, vor allem als Zeiterscheinung, denn so viele Zeitungen und Zeitschriften der politischen und sozialen Umbruchjahre des 19. Jahrhunderts man durchblättern mag: Immer wieder stößt man auf eine Flut dilettantischer Reimfexerei, als sei eine Dichterritis-Seuche über die Zeitungsschreiber hereingebrochen, ein hektischer Zwang und Drang, in Verse und Reime zu fassen, wovon Kopf und Herz überfließen. Zu den Besten, die die Diskrepanz von Form und Inhalt zu überwinden wußten, da sie kunstsinnig einigermaßen begabt waren, dürfen wir – um im Rahmen des Aargaus zu bleiben – die Abraham Emanuel Fröhlich, Edward Dorer, Eduard Dössekkel, Karl Rudolf Tanner und Ernst Münch zählen; einen Rang tiefer Samuel Landolt, der «des ‚Posthörnchens‘ Reime und Lieder aus allen Jahrgängen desselben gesammelt» und 1845 herausgegeben hat (ohne in seinen politischen Gedichten die Kraft und den Witz des Berners Ueli Dürrenmatt zu erreichen). Mit Samuel Landolt wetteiferte unser Andreas Dietsch, den wir, der Wahrheit zuliebe, noch eine Stufe tiefer stellen müssen, da es in den Gelenken seiner dichterischen Sprache doch etwas gar zu bedenklich knackt. Überdies

zeichnen sich manche seiner Gedichte durch wortreiche Sentimentalität aus infolge Mangels an echtem lyrischem Empfinden, durch eine Gewichtlosigkeit der Motive, die man kaum noch als naiv bezeichnen kann, durch eine Verschwommenheit im Gedanklichen, die nur schwach durch das Gewand der Fabel und Allegorie verhüllt wird (vor allem in den politischen und polemischen Gedichten), und durch eine Phantasiearmut, die für den Autor des blühenden Phantasiegemäldes vom Tausendjährigen Reich eigentlich unverständlich ist. Auffallend ist der starke konservativ-religiöse Zug, der in vielen Gedichten Dietschs – wie bei Landolt – zum Ausdruck kommt, die sich merkwürdig von seinen unliedhaften Haßgesängen gegen die Staatskirche und die Pfaffen, die er am liebsten alle in einem gigantischen Totentanz zur Hölle schicken möchte, abheben.

In einem leidlich gut geratenen, mundartlichen «Alt-Aargauer Herbstsonntagsliedlein» ruft er zum Beispiel die fröhlich bechernden Alten und die munter tanzenden Jungen zum Erntedankfest auf, und in einem rührenden «Jugendfest-Gebet» erfleht er vom Gütigen Gott und Vater für die schuldlosen, mit Mayen geschmückten Kinder, die im Umzug durch die Stadt wandern, den himmlischen Schutz und den wahren Christusglauben für die spätere Lebenswanderung: «Daß sie einst zu Deiner Ehren, nur des Landes Wohlfahrt mehren; daß sie ihren Nächsten lieben, alles Gute freudig üben; also laß die holden Kleinen, einst gerecht vor Dir erscheinen» usw.

Diese Verbindung des Religiösen mit dem Sozialen wird später bei Dietsch noch stärker in Erscheinung treten, der, wie die großen französischen Utopisten Saint-Simon, Fourier, Lamennais, Cabet, an die Einheit von Fleisch und Geist glaubte, wie sie im Urchristentum Wirklichkeit gewesen sei und sich als neues Christentum in der moralischen und physischen Hebung des werktätigen Volkes in «diesseitiger Glückseligkeit» manifestieren werde. Davon jedoch später.

Aus zwei Gedichten autobiographischen Inhalts ist abzulesen, daß sich Dietsch mit der Zeit in Aarau Feinde gemacht hatte:

Andeutungen waren schon in der Bachfischet-Dichtung zu finden. Diese selbst aber «brachte in Aarau gewaltigen Rumor hervor», wie es im «Posthörnchen» heißt (Nr. 73 vom 10. September 1841, S. 287). Manche der persönlich Betroffenen beschimpften den Verfasser, bedrohten ihn mit Prügel, demonstrierten vor seinem Hause und selbst im Laden («Posthörnchen» Nr. 80, Seite 318), wobei sich einige Kantonsschüler – immer nach dem «Posthörnchen» – durch «läppische, in hochdeutscher Sprache ausgekramte Foppereien und anstößige Brutalität kompromitierten». Man verzieh Dietsch vor allem nicht, daß er als «Fremder» sich erlaubt hatte, den Aarauern einige «mit Scherz und Naivität» dargebrachte Wahrheiten vorzuhalten. Er, der im Aargau eine Heimat gefunden zu haben wähnte und sich hier für die politisch und sozial Benachteiligten einsetzte, fühlte sich zurückgestoßen und verachtet:

Ach, hier glaubt es niemand gerne,
Wie mein Herz für Alle schlägt,
Weil ein Fremdling aus der Ferne
Es in seinem Busen trägt.

Fremdling, Fremdling, hör ich immer,
Wie man's mit Verachtung zischt;
Ach, der Freude Rosenschimmer
Wird durch dieses Wort verwischt.

Keinen Trost in schweren Leiden
Keine Hilfe in der Not,
Alles, alles muß ich meiden,
Was mir sonst die Freundschaft bot.

Zu euch, zu euch geht mein Sehnen,
Die ihr in der Heimat weilt,
Weil kein Freund hier meine Tränen,
Niemand meinen Kummer teilt.

So klagt Dietsch in seinem Gedicht «Der Fremdling», nach der Melodie zu singen: «Herz, mein Herz, warum so traurig» («Posthörnchen» Nr. 50, 1841), das ich beileibe nicht als Beispiel seiner Dichtkunst zitiert habe, sondern als seltene Selbstäußerung und Zeugnis seiner inneren Seelenlage. Wir dürfen die materielle Not und Hilflosigkeit des dichtenden Handwerkers nicht überhören, der freimütig genug ist, die Schuld nicht nur im Boykott seines Geschäfts und im allgemeinen Niedergang des Handwerkerstandes, sondern auch im eigenen Verhalten zu sehen, wenn er vom armen Dichterlein schreibt («Posthörnchen» Nr. 68, 1841).

So viele meiner Freunde brummen,
Daß meine Lieder nun verstummen,
Doch kurz und gut, ich will's Euch sagen:
Ich mag mich damit nicht mehr plagen,
Denn es ist eine arge Pein,
Ein armes Dichterlein zu sein.
Denn Weib und Kinder wollen essen;
Wie manche Stund' bin ich gesessen,
Hab Lieder und Gedicht gereimt,
Und meine Arbeit drob versäumt.
Nun aber kommt, verzeih es Gott,
Mir auf den Hals die schwere Not:
Dreihundert Franken soll ich zahlen!
Ihr könnt Euch meinen Kummer malen,
Wenn Ihr bedenkt: die Taschen leer,
Und nirgends kommt mir Geld daher,
Auch will mir niemand welches borgen,
Drum muß ich für mich selber sorgen,
Und weiß, was ich in Zukunft tu:
Das Dichten laß ich hübsch in Ruh;
Will mein Geschäft mit Eifer treiben,
Und nur ein Bürstenbinder bleiben,
Ich mach es, wie's im Sprichwort heißt:
Bleib, Schuster, bleib bei deinem Leist!

Das tat nun das arme Dichterlein freilich nicht, denn aus einer öffentlichen *Erklärung* («Posthörnchen Nr. 75) geht hervor, daß es von allen Seiten bedrängt wurde, den Mut nicht sinken zu lassen und mit «Schnurren und Gedichtlein» weiterzumachen, man werde, «während dem er Lieder schreibe und von der Arbeit müßig bleibe», sich seiner annehmen, worauf er bekennt:

In Armut wurde ich erzogen,
Arm steurt' ich durch des Lebens Wogen,
Arm habe ich mein Haus bestellt,
Selbst Hunger hat oft nicht gefehlt;
Doch schreit' ich immer ohne Murren,
Durch alle dornbesäten Fluren,
Die das Schicksal mir bestimmt,
Bis es mich von hinnen nimmt.

Noch war Dietsch ahnungslos, daß er den letzten Dornenweg tatsächlich bald nach diesem Bekenntnis unter die Füße nehmen würde, der ihm allerdings kein «Weg zur Freiheit und zum ewigen Frieden» im Diesseits, sondern nur zum «ewigen Frieden» im Jenseits werden sollte.

*

Der Anstoß zur Wendung kam von außen. In Zofingen war Andreas Dietsch mit dem Arzt *Rudolf Sutermeister* (1802–1868) und dem Fabrikanten *Gustav Siegfried* (1808–1843) bekannt geworden, die sich beide auf ihre Weise mit den Sozialreformen von Saint-Simon und Fourier auseinandersetzten. Siegfried hatte sich schon als junger Mann mit vaterländischen Angelegenheiten befaßt, vor allem mit dem Verhältnis von Kirche und Staat. Kaum zwanzigjährig, brach er mit der Kirche und wandte sich intensiv dem Studium der französischen frühsozialistischen Lehren zu, deren Idee der Gütergemeinschaft zur Überwindung der wirtschaftlichen und politischen Gegensätze ihn beeindruckten. Als Gründer eines eigenen Fabrikbetriebes und Teilhaber an der Seidenbandfabrik seiner Schwäger, der Gebrüder Suter, erlebte

er die Nachteile der zunehmenden Industrialisierung, den Niedergang des Handwerks und die Tiefhaltung der Arbeiterlöhne aus der Nähe und trat deshalb für einen gerechten wirtschaftlichen Ausgleich zwischen Fabrikherr und Arbeiter ein; nur sein früher Tod (1843) hatte ihn an der Verwirklichung seiner Absichten gehindert. In der Thuner Militärschule fiel er dem nachmaligen bernischen Regierungsrat Dr. Schneider «als vielseitig gebildeter, humaner Mann» auf, der sich bei jeder Gelegenheit für die Armen und Schwachen einsetzte. Siegfried war der Mittelpunkt eines Diskussionszirkels junger Offiziere, die den Einfluß der sozialistischen Philosophien, der neuen Erfindungen und Entdeckungen und die dadurch entstehenden Veränderungen im Organismus der Arbeit und der sozialen Verhältnisse besprachen und in oft paradoxer Weise die Saint-Simonsche Lehre, die neuesten Versuche des englischen Sozialreformers Owen und die Theorien Fouriers ihrer «militärischen» Kritik unterzogen (wie sich Dr. Schneider ausdrückte). Dabei erwies sich Siegfried als der literarisch kenntnisreichste und tiefgründigste Teilnehmer an diesen Gesprächen – wohl auch als der einzige Befürworter der sozialrevolutionären Ideen, der, wie man aus erhaltenen Briefen weiß, nicht zurückgeschreckt wäre, im geeigneten Moment an einem revolutionären Umschwung aktiv mitzuwirken.

Rudolf Sutermeister, der Arzt, war aus anderem Holz geschnitzt. Ihm fehlte die ruhige Überlegenheit und gesellschaftliche Sicherheit seines jüngeren Gesinnungsgenossen Gustav Siegfried. Er wurde stets durch eine innere Ungeduld umgetrieben; es ging ihm nicht rasch genug mit der Verwirklichung der sozialen Reformpläne, die er hauptsächlich aus den Schriften Saint-Simons kannte. Der Anlage nach ein Mann der raschen Tat, aber unpraktisch und unökonomisch begabt, erscheinen seine sozialreformerischen Manifeste an die Gemeindebürger von Zofingen, an den aargauischen Regierungsrat und «an das liebe Schweizervolk», von denen einige gedruckt wurden, leicht als Quengelei eines querulatorischen Phantasten. Nach der Lektüre von Cabet's Utopie «Voyages en Icarie», die 1840 erschienen und ihm

von Gustav Siegfried vermittelt worden war, versuchte Sutermeister kleine Lebensgemeinschaften auf gemeinwirtschaftlicher Grundlage ins Leben zu rufen, zunächst in einem Landgasthof in der Nähe von Zofingen, gleichsam als Seminar und Musterstaat, um die Vorurteile zu verdrängen und die Mittel zu zeigen, das Böse zu bekämpfen und das goldene Zeitalter zu schaffen. Einen «Aufruf zur Bildung eines allgemeinen Vereins zu gegenseitiger bestmöglicher Erleichterung, Vervollkommnung und Beglückung» veröffentlichte er im Jahre 1843. Gustav Siegfried lehnte diese Pläne seines Mitbürgers aus taktischen und nationalökonomischen Gründen ab, da sie zuwenig fundiert seien und ein Mißerfolg durch Entzweiung und Eigennutz der Mitglieder der guten und wahren Sache mehr schaden als nützen könne.

Sutermeister fand nun in Andreas Dietsch einen begeisterten Gefolgsmann, den er im Mai 1841 in die friedlich-maßvollen und moralisierenden Ideen Cabets einweihte und aufforderte, eine ähnliche «romantische Schilderung einer gemeinsamen Wirtschaft» zu schreiben, gleichsam als praktisches Beispiel zu Sutermeisters eigener Schrift aus dem Jahre 1837: «Tagwache zum Anbruch des Reiches Gottes auf Erden. Oder der Armen Erlösung, der Schwachen Heil, der Reichen Glück, der Menschen höchstes Ziel».

Wie schon erwähnt, erschien das Elaborat von Dietsch unter dem Titel «Das Tausendjährige Reich» in den Juli- und Augustnummern 1842 des «Posthörnchens». Es ist ein seltsames Reich, das sich Dietsch da zusammengeträumt hat; es handelt sich um die Fiktion eines Traumes, aus dem ihn am Schluß seine «Ehegehälfte» unsanft in die Wirklichkeit zurückrüttelte, eben als er im Begriffe war, die schöne und kluge jüngste Tochter des einst schwerreichen Gründers seines Reiches, Euphrosyne, als Verlobte in die Arme zu schließen. Ertappen wir hier Andreas Dietsch auf spekulativen Assoziationen, denn die Frau des vermöglichen Gesinnungsfreundes in Zofingen, Gustav Siegfrieds, hieß wirklich Euphrosyne (würde ihr Mann einmal die Mittel für ein Utopia zur Verfügung stellen?) – und hatte nicht auch

eines der Vorbilder Dietschs und Sutermeisters, Cabets Lehrer Fourier, täglich auf den Besuch eines imaginären Millionärs gehofft, der ihm den Check zur Verwirklichung seiner Utopien auf den Tisch legen würde? – Andreas Dietsch wandert als unternehmungslustiger Handwerksbursche durch seinen Traum. Nicht schlecht, wie er das herrliche Tal beschreibt, dessen Naturzauber und Fruchtbarkeit, erhöht durch den ordnenden Fleiß von Menschenhand, sein Gemüt in wonnevolle Wehmut versetzt: denn er ist arm, und hier atmet alles Reichtum in Hülle und Fülle. Merkwürdige Dinge begegnen ihm: so ein Trupp uniformierter Landarbeiter, mit blühenden, aber bärtigen Gesichtern, zu gut gekleidet, um Arbeitshäusler oder Knechte zu sein und, o wie sauber, obwohl es Samstag war! Auf einem Dorfplatz exerzierten Knaben, fast wie zu Aarau die Kadetten, während sich die Mädchen unter schattigen Bäumen mit Handarbeiten beschäftigten. In einem prachtvollen Saal, mit Orgel und Spieluhren ausgestattet, wird er mit anderem Volk bewirtet, und mit Staunen sieht er den Schmied mit geschwärzten Händen neben einer zarten Jungfer, den Stallknecht neben dem Arzt sitzen – und sie alle werden mit weißen Brötchen, gerösteten Kartoffeln, Kaffee und Milch von Mädchen bedient, die nur bis zu den Knien reichende Röcklein tragen, darunter weite, über den Knöcheln zugeschnürte Hosen, ganz à la bergère: «Ihre Gesichter blühten wie Rosen, in Blick und Miene lag natürliche Unschuld und kindlicher Mutwille; ich war wie bezaubert». Und diese Bezauberung hält an, je mehr Dietsch in die Sitten und Bräuche dieser Kolonie Einblick erhält: Er besucht die mit gescheiterten mechanischen Einrichtungen versehenen Werkstätten der Handwerker, jeder ein Meister seines Faches, denn niemand wird zu einer Arbeit gezwungen, die er nicht mag oder nicht kann; er besucht das Handelsbüro, das den Austausch der Waren regelt und das Transportsystem organisiert; er nimmt an den gemeinsamen Mahlzeiten teil, deren erstaunliche Speisenfolgen er genau notiert; er wird zu den Abendveranstaltungen eingeladen, die sich auf einem hohen kulturellen Niveau bewegen: Konzerte, Theater, Vorlesungen. Man arbeitet

Gleichheit und Einigkeit,

der

Weg zur Freiheit

und zum

ewigen Frieden.



Das

tausendjährige Reich,

von

Andres Dietsch.



Marau, 1843.

Im Verlage des Verfassers.

fünf Stunden für die Bedürfnisse und vier weitere Stunden für die Notvorräte; die Kinder besuchen vier Stunden obligatorischen Unterricht und sind drei weitere Stunden mit leichter Arbeit beschäftigt. Ist das Arbeitspensum erfüllt, vereinigen sich groß und klein zum Tanz, Kegel- oder Billardspiel; manche aber singen, zeichnen, lesen oder fischen, kurz: Unterhaltung und Erholung kommen zu ihrem Recht. An Sonntagen nehmen Männer und Frauen an militärischen Drill -und Schießübungen teil, denn diese Kolonie ist wehrhaft, und das unterscheidet sie von andern ähnlichen Utopisten-Staaten. Man sieht: das schweizerische Milizsystem hat es dem fremden Träumer angetan. Erstaunlich findet er auch das intensive religiöse Leben, obwohl er nirgends einer Kirche oder einem Pfaffen begegnet. Feldgottesdienste, Hausandachten und Christenlehre mit Gebet, Gesang und Bibelauslegung sind die Regel, geleitet von Ältesten mit gesundem Menschenverstand und Lebenserfahrung. Auch Juristen und Advokaten haben keinen Platz im 1000jährigen Reich, wo Vernunft und Gemeinssinn die Gesetze ersetzen. Das Erstaunlichste von allem erfuhr Dietsch jedoch erst, nachdem er ein Auge auf die holde Euphrosyne geworfen hatte. In seiner Herzensnot vertraute er sich seinem Zimmergenossen an, der ihn über die Eheverhältnisse in Utopia aufklärt: Die Ehe ist ein Vertrag gegenseitiger Zuneigung mit unverbrüchlicher Treue, aber kein eisernes Joch; klappen Zusammenleben und Liebe nicht, so geht man eben im Frieden auseinander und trifft eine andere Wahl, doch bei Untreue ist dem Hintergangenen die straflose Blutrache gestattet. Will ein Frauenzimmer nicht heiraten und trotzdem einem ledigen Manne gut sein, so zieht sie ins Haus der unverheirateten Frauen und gibt dem Geliebten den Schlüssel zu ihrem Stübchen, wo er ein- und ausgehen darf, solange es einem der beiden gefällt. Kinder solcher Verbindungen werden im Kinderheim erzogen, wie denn auch die in Familiengemeinschaft aufwachsenden Kinder vom 14. Altersjahr an in eine Kaserne gesteckt werden, wo sie je zu viert, nach Geschlechtern getrennt, untergebracht sind. Sie verlassen diese

Kasernen erst, wenn sie sich verheiraten wollen oder wenn die Mädchen ins Frauenhaus und der Bursche auf Wanderschaft ziehen will.

Hier ist der Einfluß der französischen Schule auf Dietschs Utopia unverkennbar. Manches aber entstammt seinem eigenen Kopf. Wenn wir den Schalk bedenken, der ihm beim Bachfischet zu Gevatter stand, so könnte man anzunehmen geneigt sein, daß er sich mit seiner Vision vom «Handwerker-Paradies» über die Segnungen der Gütergemeinschaft lustig machen will – schon sproß ihm im Traum das schütterere Kinnhaar zum prächtigsten Bart und wölbten sich die hohlen Wangen zu rosigen Bäcklein als äußere Zeichen paradiesischen Wohlergehens – aber das Parodistische ist nur aus unserer heutigen Perspektive denkbar. Geschichtlich gesehen gehört «Das tausendjährige Reich» Dietschs mit all seinen Naivitäten, Niedlichkeiten und seinem rührenden Unsinn in die Reihe sehr ähnlicher zeitgenössischer Visionen von bedeutenderen und tieferen Bedenkern der sozialen Frage. Die historische Bedeutung der Utopien liegt nicht im äußern Gerüst, das ihre Verfasser mit mehr oder weniger Geschick zurechtzimmerten, um die praktische Ausführbarkeit ihrer Reformideen bildhaft hinzustellen, sondern in der Tiefenschärfe ihrer gesellschaftskritischen und konstruktiven Gedanken. Vom Bestehenden ausgehend, war nur das Negative revolutionäre Realität; das Positive mußten sie aus dem eigenen Kopf erfinden – es war und blieb Surrogat und Attrappe von unterschiedlichem Wert, je nach der geistigen Potenz der Erfinder.

Nold Halder

Fortsetzung im nächsten Jahrgang